

Sächsische Volkszeitung

Erscheint täglich nachm. mit Ausnahme der Sonn- u. Festtage.
Bezugspreis: Vierteljährl. 1 M. 50 Pf. (ohne Postgebühren).
Post-Verzeichnisnummer 6558.
Bei außerdeutschen Postanstalten laut Zeitungs-Preisliste.
Einzelnnummer 10 Pfennige.

Unabhängiges Tageblatt
für Wahrheit, Recht und Freiheit.

Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 15 Pf.
berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11-1 Uhr.
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 284.

Katholiken: Christiana.

Dienstag, den 15. Dezember 1903.

Protestanten: Ignatius.

2. Jahrgang.

Der Frankfurter Kongress und der Reichskanzler.

Der Reichskanzler Graf v. Bülow empfing am 13. d. M. vormittags die Deputation, welche vom 1. deutschen Arbeiterkongress in Frankfurt a. M. beauftragt worden war, die Beschlüsse des Kongresses dem Reichskanzler zu überbringen. Die Deputation bestand aus den beiden Vorsitzenden des Kongresses: Herrn Franz Behrens-Berlin, Evangelische Arbeitervereine, Adam Stegerwald-Köln, Generalsekretär des Gesamtverbandes christlicher Gewerkschaften; ferner aus den drei Referenten des Kongresses: Mathias Schiffer-Krefeld, Vorsitzenden des Zentralverbandes christlicher Textilarbeiter, Bürgerchaftsmitglied Wilhelm Schaf-Namburg, Vorsitzenden des deutsch-nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, Johann Giesberts-W.-Stadbad, Arbeitersekretär der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands und dem Landtagsabgeordneten Karl Schirmer-München-Pasing, Vertreter der süddeutschen Eisenbahn- und Postbediensteten-Verbände.

Der Sprecher der Deputation, Herr Behrens, erwähnte in seiner Ansprache, daß sich die nationaldenkende und christliche Arbeiterschaft zum ersten Male in Frankfurt zu gemeinsamen sozialpolitischen Beratungen zusammen gefunden hätte. Der Kongress habe das auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes bereits erreichte dankbar anerkannt, zugleich aber bestimmte Wünsche für den weiteren Ausbau des Koalitionsrechtes, für die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und für Errichtung paritätischer Arbeitskammern formuliert. Die Ansprache schloß mit der Versicherung, daß die Auftraggeber der Deputation von herzlicher Treue und Liebe zu Kaiser und Vaterland erfüllt seien.

Die Antwort des Reichskanzlers lautete:

„Meine Herren, ich freue mich, Sie hier zu sehen und ich danke Ihnen, daß Sie durch Ihren Besuch mir Gelegenheit geben, Sie persönlich kennen zu lernen.“

Ihr Frankfurter Kongress war für mich eine willkommene Erscheinung. Ich habe mir über den Verlauf der dort gepflogenen Beratungen eingehend Bericht erstatten lassen. Als die Wahl des richtigen Weges begriffe ich es, daß die in Frankfurt versammelten Arbeitervertreter sich an Seine Majestät den Kaiser gewandt haben. Nur auf gegenseitigem Wege, unter dem Schutz der Monarchie und auf dem Boden der Solidarität aller Staatsbürger ist ein wirklicher und dauernder Fortschritt für die deutschen Arbeiter möglich. Unbeirrt durch Gegenströmungen von Links und Rechts hält das Oberhaupt des Reichs daran fest, daß es zu seinen für Deutschlands Zukunft wichtigsten Aufgaben gehört, die Wohlfahrt der deutschen Arbeiter zu fördern und ihr Vorwärtstreben innerhalb der notwendigen Unterordnung auch der Arbeiterinteressen unter das Ge-

meinwohl mit kaiserlichem Gerechtigkeitsinn zu unterstützen. Es ist ein bleibender Ruhmestitel unseres deutschen Kaiserthums, daß es unter allen staatlichen Machtgebilden zuerst und aus freiem Antrieb die Initiative zur Einführung gesetzlicher Schutzmaßnahmen für Arbeiter ergriffen und eine Reihe von Fürsorgeeinrichtungen ins Leben gerufen hat, die in anderen Kulturländern noch nicht verwirklicht sind. Die letzten 20 Jahre haben bei uns den arbeitenden Massen gegen früher wesentliche Verbesserungen ihrer wirtschaftlichen Lage gebracht und an dem Ausbau der grundlegenden Gesetzgebung wird stetig fortgearbeitet. Wenn irgend Jemand dem werktätigen Deutschen die Erreichung einer Lebenshaltung wünscht, die ihn zum bestgestellten Arbeiter der Welt machen würde, so ist es unser Kaiser. Das können Sie mir glauben. Was nun die amtliche Behandlung Ihrer Resolutionen betrifft, so brauche ich Ihnen, meine Herren, die Sie politisch geschulte Männer sind, nicht auseinanderzusetzen, daß ich als erster Beamter eines so föderativen Staatswesens wie das Deutsche Reich, keine bindenden Zusicherungen für künftige Arbeiten der Gesetzgebung aussprechen kann, um alle Ihre Wünsche zu erfüllen. Wohl aber will ich Ihnen versichern, daß ich die Bestrebungen verstehe und würdige, die Gleichberechtigung der Arbeiter auf dem Boden der Selbsthilfe und in staatlich geordneter Interessenvetretung noch mehr zur Geltung zu bringen, und daß ich daher für eine ernsthafte sachliche Prüfung Ihrer Frankfurter Resolutionen Sorge tragen werde. Mögen Sie auch aus der Vergangenheit der staatlichen Arbeiterfürsorge in Deutschland das Vertrauen für die Zukunft schöpfen, daß sich die verbündeten Regierungen ihrer sittlichen Aufgaben gegenüber den Arbeitern vollkommen bewußt und entschlossen sind, sie gewissenhaft zu erfüllen. Die Hoffnung, daß Sie, meine Herren, dieses Vertrauen mit sich fortnehmen, macht mir unser Zusammenreffen wertvoll, und ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mich aufgesucht haben.“

Die Worte des Reichskanzlers beweisen das Wohlwollen der Regierung gegenüber den Bestrebungen der Arbeiter, durch positive Vorschläge den Anstoß zu gesetzgeberischen Maßnahmen zu geben. Mit Stolz konnte Graf Bülow darauf hinweisen, daß Deutschland an der Spitze der sozialen Gesetzgebung marschiert, und er hätte auf das Beispiel Frankreichs hinweisen können, welches trotz der sozialistischen und radikalen Kammermehrheit darin bei weitem hinter Deutschland zurücksteht. Mit Bemühen wird die Arbeiterschaft Deutschlands den Ausdruck der Versicherung entgegennehmen, daß der Reichskanzler ihre Bestrebungen würdige, die Gleichberechtigung der Arbeiter auf dem Boden der Selbsthilfe zu erringen; die Resolutionen des deutschen Arbeiterkongresses bewegen sich ja auf diesem Boden. In der Tat wird die bestärkte Erwartung, daß die Regierungen ihre Aufgaben gegenüber den Arbeitern gewissenhaft zu erfüllen bestrebt sein wollen, der weiteren

Organisation der Arbeiterschaft auf christlicher und nationale Grundlage zum größten Ansporn dienen.

Neues sächs. Kirchenblatt contra Opiz.

Ueber die Broschüre „Bekennnis meines guten Gewissens“ von Herrn Superintendent a. D. S. Opiz, schreibt das genannte Blatt:

Kryptokatholisches. Herr Hermann Opiz, der unter dem Bedauern mancher eine Zeitlang das Amt eines Superintendenten in der evangelischen Landeskirche Sachsens bekleidet hat, benutzte seine Ruhe zu reichlicher Schriftstellerei, um durch sie für die Eulenburg der evangelischen und römischen Kirche zu wirken. Es ist immer dasselbe, was er vorträgt; er ist ein blinder Schwärmer für die katholische Kirche, ohne Verständnis für die höhere Stufe der christlichen Frömmigkeit, die durch die Reformation erreicht worden ist. Seine alten, schon oft wirkungslos angebotenen Gedanken bringt er abermals in einer Schrift vor: „Das Bekennnis meines guten Gewissens“. Neben dem ihm geläufigen Loblied auf den Katholizismus verflucht er die gegen den Evangelischen Bund; es sind lauter Aufstöße. Dieser lehnt es ab, mit einem so unklaren Mann in Streit einzutreten. Aber Herr Opiz überschätzt sich allzusehr, wenn er sich einbildet, die Evangelischen Sachsen hätten irgend ein Interesse daran, zu erfahren, wie er seine päpstlich orientierte Anschauung vor sich selber rechtfertigt; das überläßt die Öffentlichkeit ihm ganz allein; sie hatte keinerlei Verlangen nach weiteren Veröffentlichungen von seiner Seite. Wenn sie überhaupt ihm gegenüber einen Wunsch hat, so kann es nur der sein, daß er endlich offen seinen Lecken Gesichtes in den Hafen der römischen Kirche einlaufen lasse, wohin er gehört.

Ist das eine Kritik? Nein! Es will gar keine sein. Herr „M.“ sagt selbst, der Evangelische Bund „lehnt es ab“, mit Herrn Opiz sich auseinanderzusetzen. Wieser war es die noble Manier der Wissenschaft, auch der theologischen, eine nicht zugehende Schrift sachlich zu besprechen oder — stillschweigend zu übergehen. Herr „M.“ bringt letzteres nicht fertig, das erstere noch weniger, und so greift er zu der Methode, den Gegner persönlich herabzusetzen. Ob Herr „M.“ zu denen gehört, die mit „Bedauern“ Herrn Opiz eine Zeitlang das Amt eines Superintendenten haben bekleiden sehen, wird Herrn Opiz und sonstigen Leuten nichtsanalysierten Blutes, völlig gleichgültig sein. Wenn wir die Liebeshöflichkeit retournieren wollten, könnten wir Herrn „M.“ erfragen, sich einmal umzusehen, ob es nicht auch evangelische Leute gibt, die einen Herrn M. auch mit „Bedauern“ als Superintendenten sehen; er frage z. B. bei der Kreuzzeitg. und der Norddeutschen an, die doch auch evangelisch sind. Doch das geht uns nichts an; wohl aber haben wir das Recht, über die Art und Weise der „Kritik“ des Herrn „M.“ uns auszulassen. Von Sachlichkeit, wie gesagt, keine Spur; sie wird rundweg verweigert. Dafür — persönliche Stichelei! Und was für eine Sorte! Herr Opiz ist ein blinder Schwärmer für die katholische Kirche — mithin geht ihm jedes eigentliche Verständnis für die letztere ab. Herr Opiz hat sogar nicht einmal „Verständnis“ für die Konfession der Reformation. Herr Opiz hat also weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hin — Verstand.

Hohes Ziel.

Original-Erzählung von W. Dora.

(10. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

IV.

Das ist der schwerste Kampf in Wahrheit
Hohes Ziel, das das Schlachtfeld ist.
Wo sich des Geistes errungene Klarheit
Mit des Gemütes Träumen mischt.

Der Sommer war vorüber. In den Blumenbouquets des Heimbacher Gartens wiegten die Georginen und Astern, diese legen Kinder des Herbstes, ihre bunten Häupter und der Wind spielte mit dem sinkenden Laub. Am Morgen lagen dicke Nebel über dem See und füllten das Land in ihre grauen, feuchten Schleier ein, bis die Mittagssonne, sie zerteilend, steigend emporstieg und die Welt in die bunten Farben des Herbstes getaucht, doppelt schön sich enthüllte.

Es war gegen Abend an einem solch somigen Oktobertag, als ein kleines Boot von den Wellen, die ein leiser Windhauch kräufelte, sanft geschaukelt, über den See schwamm. Ein Jähnelin in den Bartes Farben wehte lustig vom Kiel und der Blick des Schiffers, der in dem Rachen sah, schaute unverwandt nach Schloß Heimbach hinüber, dessen Fenster im Gold der Abendsonne erglänzten.

Es war Prinz Egon. Er hatte eine helle Gestalt auf der Terrasse empfunden, in der sein Auge, von der Liebe geküßt, richtig Jhabella erkannt hatte und sein Herz schlug höher beim Anblick der Geliebten. Hatte sie nach ihm geküßt? Stand sie dort seiner harrend? Seltsame Hoffnung stieg in ihm auf und wie ein Pfeil schoß das kleine Fahrzeug unter seinen kräftigen Ruderschlägen durch die Flut.

Jhabella aber sah ihn nicht. Ihr Auge sprach nicht von Hoffnung — nicht von Liebe. Sie schaute hinüber nach dem sich herblich färbenden Wald und gedachte des Versprechens, das sie ihrem Vater gegeben hatte. Es war nun Zeit, es einzulösen. Ihr Herz hatte sich so lange gekräußelt, das Wort zu sprechen, an das so viele Hoffnungen sich knüpften, nun aber war sie des Kampfes und Ringens endlich müde und: vielleicht wird mir leichter,

wenn es einmal unwiderruflich entschieden ist, dachte sie und sah nicht, wie das Boot sich näherte, wie es an der Landungstreppe anlegte und eine Gestalt durch den Garten heraufkam.

Erst als sie Schritte hinter sich hörte, wandte sie sich um und — stand dem Prinzen gegenüber. Sie errödete. War die Entscheidung gekommen, an die sie eben gedacht? Sollte sie ihren Vorsatz gleich zur Ausführung bringen?
Prinz Egon schaute entzückt in ihr erglühendes Antlitz und rief:

„Darf ich es als eine Vorbedeutung ansehen, Gräfin, daß ich Sie hier finde? Darf ich auf Erhöhung meiner Wünsche hoffen?“

„Wer dürfte nicht hoffen, mein Prinz!“ erwiderte sie und schaute ihn an mit ihren wunderschönen, nachtschwarzen Augen, über welche die dunklen Wimpern einen zarten Schleier warfen. Da sagte er, von ihrem Wort und Blick ermutigt, ihre Hände und zog sie lärmlos an seine Lippen.

„O Jhabella“, rief er in überströmendem Gefühl. „Sie wissen es ja längst, daß ich Sie liebe, weisen Sie mich nicht wieder zurück, lassen Sie mich Ihnen endlich sagen, was mir das Herz erfüllt.“

„Nicht jetzt, nicht hier, sprechen Sie mit meinem Vater,“ wehrte sie verwirrt seiner leidenschaftlichen Erklärung und entzog ihm die Hände, denn Schritte kamen vom Garten herauf und der Graf trat mit andern Gästen auf die Terrasse. Jhabella ging ihnen entgegen und der Prinz hatte den ganzen Abend keine Gelegenheit mehr zu einem unbeachteten Zusammensein mit ihr. Aber er lebte wie im Traum. Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging, sein Auge hing nur selig trunken an ihr, die ihm schöner erschien, als je, sein Ohr lauschte dem Ton ihrer Stimme, wenn sie mit anderen sprach und bunte Bilder einer wonnevollen Zukunft umgaukelten ihn.

Als man endlich spät sich trennte und Prinz Egon Jhabella seine Hand zum Abschied bot, schlossen sich seine Finger einen Moment so fest um die ihren, als ob er sie schon festhalten wolle fürs ganze Leben und „morgen!“ flüsterte er leise und für sie verständlich. Sie nickte zu-

stimmend mit dem Kopf, aber ihre Hand lag kalt und zitternd in der seinen und rasch wandte sie sich von ihm ab. Er war viel zu glücklich, um die Seltsamkeit ihres Benehmens zu beachten. Hatte sie ihm nicht Bejahung zugesagt? Was wollte er mehr? Stand er nicht am Ziel seiner Wünsche?

Armer, kurzschätiger Mensch, halte Dein Glück fest, wenn es vor Dir steht, laß nicht eine Nacht sich dahinschieben legen. Weißt Du denn nicht, wie zerbrechlich es ist?

In Prinz Egon's glückseliger Seele war nicht der Schatten einer Furcht. Er legte im Hinausgehen seinen Arm in den Reiholds, zog ihn mit sich fort und sagte:

„Du mein Freund, Du sollst der erste sein, der mein Glück erfährt, weiß ich doch, daß Du es am innigsten mit mir teilst, Reihold, sie ist mein, ich stehe am Ziel meines Hoffens!“

„O Egon,“ sagte Reihold ernst, „welch' köstliche Perle liegt in Deiner Hand, vergiß es nie, sie hoch und wert zu halten — Egon, mache sie glücklich, wie sie es verdient.“

Sie schritten über den Hof nach dem Thor, wo der Reitknecht mit dem Pferd des Prinzen wartete. Die Nacht war sternlos und dunkel; Nebel verhüllten den Mond. Der Prinz stieg aufs Pferd und reichte Reihold nochmals die Hand herab.

„Morgen also komme ich, um mein Glück für ewig festzuhalten,“ sagte er „gute Nacht Reihold!“

„Gute Nacht!“ sagte Reihold, drückte seines Freundes Hand und schaute ihm nach, wie er davon sprengte mit seinem Glück und seinem Hoffen in die Nacht hinaus. Dann wandte er sich ab und ging langsam ins Schloß zurück.

Als er in sein Zimmer kam, lag ein Brief auf seinem Tisch. Er trug den Poststempel seiner Heimat, aber nicht seine Mutter, eine ihm fremde Hand hatte die Adresse geschrieben. Er öffnete das Schreiben, schaute nach der Unterschrift und erblähte. In bebender Hast überflog er die Zeilen, dann entfiel das Blatt seiner Hand, er sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

(Fortsetzung folgt.)